Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 320. **Sonnabend** den 26. Juni 1897. **91. Jahrgang.**

Die innere Lage beim Reichstagsschluß.

Ω Heute ist der Reichstag geschlossen worden. Seiner gesetzgeberischen Thätigkeit haben wir bereits bei der letzten Vertagung an dieser Stelle zusammenfassend gedacht. Es ist nachzutragen, daß er die Zahl seiner Leistungen in dieser Woche noch um das Handwerker-Organisationsgesetz, die Bewilligung von Geldern für Erneuerung von Artilleriematerial und ein Besoldungsgesetz bereichert hat. Diese Gegenstände sind oft genug erörtert worden und der endgiltige Text des Handwerker-Gesetzes wird in seinen wesentlichen Bestimmungen gesondert zu behandeln sein. Dem Reichstag aber vom politischen Standpunct ein Attest auszustellen, fehlt die Lust. Das Zeugniß würde sehr ungünstig ausfallen müssen und das Gerechtigkeitsgefühl läßt den Tadel wider einen Gesetzgebungsfactor verstummen, dessen Unbrauchbarkeit im Grunde genommen doch erst durch die Fehler des anderen Factors vervollständigt wird.

Es ist leicht gewünscht: je weniger selbstbewußt die Regierung, desto zielbewußter sollte die Volksvertretung sein. Aber die Erfüllung scheitert an dem politischen Naturgesetze, daß das wählende Volk wie seine gewählte Vertretung der Führung durch die Regierung bedarf. Man kann nicht einmal sagen, daß sich unser politisches Leben in einem fehlerhaften Cirkel bewege, daß, weil die Regierung schwach sei, der Reichstag nicht zu förderlichem Wirken gedrängt werden könne und daß ferner, weil der Reichstag versage, die Regierung nichts zu schaffen vermöge. Nur der erstere Satz besteht vor den Erfahrungen der Geschichte. Einem Machthaber, der mit Zielbewußtsein und Kraft die Fähigkeit, sich dem Staatswohle unterzuordnen, verbindet, wird das deutsche Volk trotz des allgemeinen Wahlrechts nicht auf die Dauer ein Parlament verweigern, mit dem er seine gesunden Pläne der Verwirklichung zuführen kann. Unter Kaiser Wilhelm I. ist der Reichstag zweimal aufgelöst worden, beide Male mit dem gesuchten Erfolge. Unter seinem Enkel hat die Nation überhaupt erst zweimal gewählt; darf man behaupten, sie hätte dabei sich gegen eine positive Politik entschieden? Nein. Ueber die Wahlen von 1890 wird sich Kaiser Wilhelm II. schon deshalb nicht beklagen dürfen, weil sie eine Mehrheit gegen den Fürsten Bismarck brachten, die dem Monarchen willkommen war und bei seinem damaligen Vorhaben willkommen sein mußte. Dies Verdienst ist kein Verdienst in unseren Augen. Aber jener fast gleichzeitig mit dem neuen Curs geborene Reichstag hat auch eine Heeresverstärkung bewilligt. Einer zweiten von ihm geforderten hat er sich allerdings widersetzt, aber inzwischen waren drei Jahre hingegangen, ausgefüllt mit Fehlern aller Art. Die Parteien, auf welche die nationale Politik der Regierung sich sonst gestützt hatte, waren künstlich in einen tiefen Gegensatz zu einander gebracht und zum Theile von dem Vollstrecker des kaiserlichen Willens schroff zurückgestoßen worden. Die Partei aber, die nun als Trägerin einer positiven Politik herangezogen werden sollte, „versöhnt" werden sollte, hatte nichts Besseres erfahren, sie war ohne jede Noth mit einer großen Hoffnung erfüllt und dann enttäuscht worden. Alles im Volke war an Allem, was es als Natürliches und Feststehendes hinzunehmen gewohnt war, irre gemacht worden.

Und dennoch: als gegen jenen Reichstag an die Nation appellirt wurde, rechtfertigte sie abermals wenigstens zum Theile die in sie gesetzte patriotische Erwartung. Ueber den gegenwärtigen Reichstag mit seinem schmachvollen 23. März 1895, seiner frivolen Behandlung der Flottenfrage, seiner dauernden Beschlußunfähigkeit und kläglichen Leitung brauchen wir kein Wort zu verlieren. Aber die Wähler, die ihn nach Berlin entsandt, haben die Hauptfrage, die ihnen vorgelegt war, im Sinne der Regierung, des Kaisers beantwortet. Auch dieser Reichstag hat eine Heeresverstärkung bewilligt, eine mit außerordentlichen Opfern an Gut und Menschenkraft verbundene Heeresverstärkung, mit nur sehr geringer Mehrheit allerdings und unter Verweigerung der Mehrzahl der verlangten neuen Einnahmequellen für die neuen Ausgaben. Aber hinsichtlich dieser Steuern war die in der Wehrfrage festgebliebene Regierung schwankend geworden und die Regierenden sind es auch weiterhin gewesen, die, statt den Auflösungsproceß, der sich sofort nach der Erledigung des Armeegesetzes im Reichstage zu zeigen begann, zu hemmen, ihn durch zahllose widerspruchsvolle Worte und Handlungen sowie durch beunruhigende Kundgebungen der verschiedensten Art begünstigten. Auch der Fürst Hohenlohe war trotz seiner, das Können seines Vorgängers weit überragenden Staatsklugheit außer Stande, die bessernde Hand an das Grundübel des politischen Lebens zu legen. Für die Ablehnung zweier Kreuzer, um das zeitlich nächst liegende Beispiel der nationalen Leistungsunfähigkeit des Reichstages heranzuziehen, sind keineswegs die Wähler von 1893 und die Mehrheitsparteien jedenfalls nicht allein verantwortlich zu machen. Dem nationalen Uebelwollen ist von oben herab die Negation erleichtert, dem guten Willen die Bethätigung erschwert worden.

Und wie ist die Lage heute, bei Sessionsschluß, wo wir zwar nicht unmittelbar vor Neuwahlen, aber am Beginn einer Periode stehen, in der so ziemlich Alles auf die spätestens im Juni 1898 nothwendige Erneuerung des Reichstags zugeschnitten sein wird? Verworrener als je. Die Caprivi'sche Weisheit, unter die Parteien, deren Zusammenwirken jede deutsche Regierung bedarf, mit der Pistole zu schießen, ist getreulich copirt worden und mit dem früheren Erfolge. Die Novelle zum preußischen Vereinsgesetz kommt nicht zu Stande. Die Beschlüsse, die das Herrenhaus unter Zustimmung, ja auf Anregung der Regierung fassen wird, werden in der gewählten Kammer mitsammt deren eigenen Beschlüssen zu Boden fallen. Das preußische Vereinsgesetz bleibt also wie es ist. Aber die „Kreuz-Zeitung" konnte vorgestern schreiben: „Nach der Erklärung der Nationalliberalen, weitere Zugeständnisse nach der Richtung der Regierungsvorlage nicht zu machen, wissen wir genau, woran wir sind, insbesondere können wir jetzt die Nationalliberalen nicht mehr zu denjenigen Parteien rechnen, die den Umsturzparteien ernsthaft zu Leibe gehen wollen. Wir werden uns das bei den Wahlen merken." Dieser Ausspruch hat nun freilich vom conservativen Standpuncte aus keinen Sinn. Ein wirklich conservativer Mann kann doch nicht, um die Nationalliberalen wegen ihrer Stellung zur Vereinsgesetznovelle zu „strafen", für einen dieser Novelle noch feindseligeren Centrumsmann oder gar für einen Demokraten stimmen. Und selbst Fürst Bismarck, den die Conservativen doch nicht werden von sich abschütteln wollen, hat erklären lassen, die Regierungsvorlage sei unannehmbar, weil sie gegen staatstreue Parteien gerichtet werden könne, und die freiconservative Umgestaltung des Entwurfs zu einem Ausnahmegesetz sei nur im Reiche zu bewerkstelligen. Aber Sinn oder Unsinn, der „Kreuzztg." und ihrer Truppe, die ihre Hauptaufgabe in der Zerstörung des Einvernehmens zwischen der conservativen und der gemäßigt-liberalen Mittelpartei erblicken, ist durch die mit dem Namen des Herrn v. d. Recke gedeckte Action das Spiel erleichtert worden.

Dasselbe geschah 1892 durch die Zedlitz'sche Schulvorlage und insoweit hat die gegenwärtige Lage ihres Gleichen gehabt. Beispiellos wird sie aber durch die „Regierungsreform"-Action, ein Bühnenstück, dem beizuwohnen man das Publicum förmlich gepreßt hat und das im Handumdrehen aus einem politischen Schauspiel eine Tragikomödie geworden ist. Es steht fest und wird durch die Ablegnung der demokratischen Presse nur bestätigt, daß die Berufung des Herrn Dr. v. Miquel aus Wiesbaden auf Anregung des Reichskanzlers geschehen und daß die geführte Unterredung zwischen den beiden Staatsmännern eine aussichtsvolle gewesen ist. Wenn heute, nach wenigen Tagen, ihr Einvernehmen unverkennbar eine Lockerung erfahren hat, so muß man das einer Dazwischenkunft von dritter Seite zuschreiben. Und wenn es — Fürst Hohenlohe ist hingehend und Herr v. Miquel zähe — morgen wieder gefestigt sein sollte, so hätte das gerade so viel Bedeutung, wie die ersten rasch zu nichte gemachten Abmachungen. Das, was man heutzutage Politikmachen nennt, ist eben nichts Anderes, als das ewige Drehen eines Kaleidoskops. Wir sehen jeden Augenblick etwas Anderes, aber am Ende bleibt, wie merkwürdiger Weise gerade dasjenige Blatt, das zuerst von einem zwischen dem Kaiser und Herrn v. Miquel „vereinbarten" Programm zu melden wußte, nunmehr und glaubwürdiger prophezeit, Alles beim Alten.

Von einem vereinbarten Programm kann die Rede ebensowenig, wie von einem persönlichen sein. Herausgefordert durch die Bezugnahme des Frhrn. v. Zedlitz auf ein in den Reden von Bielefeld und Köln angeblich enthaltenes Programm sieht sich auch die „Nat.-Ztg." zu der Meinungsäußerung veranlaßt, die wir schon vor mehreren Tagen für angezeigt erachteten, daß nämlich jenen gelegentlichen kaiserlichen Kundgebungen nun und nimmermehr der Charakter eines Programms zukomme, noch im Volke beigelegt werde. Das Berliner Blatt nennt die entgegengesetzte Behauptung eine „servile" Unwahrheit und mag Recht haben, insoweit sie von einem Beamten herrührt, der noch eine Laufbahn vor sich hat. Auch derjenigen conservativen Organe, die sogar ein „umfassendes, vollkommen klares" Programm gehört haben wollen, erscheinen zunächst „servil". Der Zweck ihrer Patrone ist aber ohne Zweifel, sich durch geheuchelte Unterwürfigkeit und Bewunderung zu Herren des Monarchen emporzuschwingen. Und in der That, wenn überhaupt etwas zu berechnen wäre, so würde der volle Erfolg einer ohnehin stets an Einfluß gewinnenden, mit den politischen Namen der Conservativen sich deckenden Hofpartei das Einzige sein, was man vorhersehen könnte für den Fall, daß einmal nicht mehr Alles beim Alten bleiben sollte. Diese Perspective mag für den kleineren Theil der conservativen Führer verlockend sein, für die Mehrzahl der Anhänger der Partei ist sie es sicher nicht. Und so besteht, wenn nicht binnen einem Jahre ein Wandel, an den Niemand mehr zu glauben wagt, sich vollziehen sollte, die trübe Aussicht, daß bei der dritten allgemeinen Abstimmung unter Wilhelm II. die Mehrzahl der Wähler mit Bewußtsein einen Reichstag bilden werde, der von vornherein ist, zu was die Parlamente von 1890 und 1893 gemacht worden waren. Der erste Wahltag bei der Stichwahl in Wiesbaden wird vorbildlich für die nächsten Hauptwahlen werden. Die Demagogie aber mache man für diesen Ausgang nicht allein verantwortlich. Sie lebt sich aus, wie sie es ihrer Natur nach muß auf einem Nährboden, wie man ihn ihr geschaffen.

Feuilleton.

Die Volkspoesie in unseren afrikanischen Colonien.

I.

Das Interesse für unsere Schutzgebiete ist ein großes und es ist daher leicht begreiflich, daß alle Veranstaltungen, die geeignet sind, uns mit den Bewohnern unserer Colonien bekannt zu machen, empfänglichen Boden finden. Das zeigt sich in dem Eifer, Alles zu lesen, was über die Colonien, im Besonderen über Afrika, geschrieben wird, Alles zu sehen, was uns unternehmende Leute aus dem schwarzen Erdtheil von Völkertypen vorführen und Alles zu essen und zu trinken und zu rauchen, was uns die weiten Plantagen an Cacao, Kaffee und Tabak jetzt freilich noch in geringer Menge, liefern. Aber mit dieser Kenntniß rein äußerlicher Zustände ist wenig gethan. Ueber die Verfassung der Eingeborenen, über ihre Sitten und über ihre Poesie ist wenig Material vorhanden oder doch so zerstreut, daß es schwer hält, sich ein Bild von dem Geiste der Völker zu machen. Man muß deshalb Alles mit Freude begrüßen, was uns jene sogenannten und oft angestaunten „Wilden" in ihrem intimen Verhältnissen zeigt, was uns die Pforte zu einem Theile ihres Geisteslebens öffnet und uns in ihr Gemüth sehen läßt. Nichts ist hierzu mehr geeignet, als die Dichtungen und Erzählungen jener Naturvölker und es ist ein Verdienst des Secretairs der Deutschen Colonial-Gesellschaft A. Seidel, daß er uns in seinem Buche*) eine Auslese aus dem Geistesschatz der Bantuvölker, die für uns in Betracht kommen können, bietet.

Es ist freilich nicht viel, denn die meisten unserer Schutzvölker befinden sich auf einer niedrigen Entwickelungsstufe, aber immerhin ist das, was Seidel uns giebt, groß genug, um einen Begriff von der Anschauungsweise der Eingeborenen zu erhalten. Was aber zuerst auffällt, daß ist die weiche Stimmung, die sich in allen Märchen, Erzählungen und Sprichwörtern äußert, und auch die Lieder zeigen wenig von dem kriegerischen Wesen, das doch wenigstens einigen jener Stämme eigen ist. Ebenso ist von der Habgier und der Verschmitztheit so mancher Küstenstämme wenig zu lesen. Wenn nun freilich auch der Handel wenig Gelegenheit giebt, sich in philosophischen Betrachtungen zu ergehen, so müßte doch eine mehr darauf hinzielende Anschauung mit vertreten sein.

Wenn also hier eine Lücke vorliegt, so ist jedenfalls dem Verfasser des Buches kein Vorwurf zu machen, im Gegentheil muß der Mangel an solchen Aufzeichnungen die Sammler drüben anspornen, nach dieser Seite hin ihre Forschungen weiter auszudehnen und dabei darauf Bedacht zu nehmen, wie weit der Verkehr mit den Weißen, die Ausbreitung ihrer Herrschaft die Volkspoesie beeinflußt und sie gewissermaßen bereichert.

Das verschmitzteste unserer Schutzvölker sind die Dualla in Kamerun, ein Volk, das sich fast nur vom Zwischenhandel nährt und das es in Schlauheit mit vielen anderen aufnimmt. Von ihnen berichtet denn auch Seidel nach der Aufzeichnung und Uebersetzung von E. Meinhof eine Geschichte, die bezeichnend für ihre Schlauheit ist und, was uns ganz besonders angeht, auch unsere deutsche Märchenerfindung übertrifft. Jedermann kennt die hübsche Erzählung vom Hasen und vom Swinegel, wie sie alle beide um die Wette laufen und schließlich der Hase zu Tode gehetzt wird. Eine ähnliche Erzählung haben auch die Dualla, nur daß der Verlauf noch plausibler erscheint und das Ende des Hasen nicht so tragisch ist. Meinhof erzählt die Wette zwischen der Schildkröte und dem Hasen (von dem Vorkommen des Hasen in Kamerun haben wir allerdings bis jetzt nichts gewußt) wie folgt:

„Höre einmal, meine allerliebste Freundin," sagte einst der Hase zur Schildkröte, „du hast doch ganz entsetzlich kurze Beine" — und als er sah, daß diese Bemerkung nicht weiter übel aufgenommen wurde, fuhr er lachend fort: „Ich glaube, ich laufe sechs Meilen, ehe du mühsam eine hinter dich bringst." Die Schildkröte saß noch immer ganz gleichmüthig auf ihrem Platz, und der Hase fing an, sich auf etwas Neues zu besinnen, womit er die Schildkröte ärgern könnte. Seine Frau stieß ihn leise von der Seite an, als ob sie sagen wollte: „Laß doch die Gute, es kann nicht jeder in der Welt so gescheidt sein wie ein Hase." Da sagte die Schildkröte auf einmal: „Hase, ich möchte einmal einen Wettlauf mit dir versuchen, denn ich glaube das gar nicht, daß du eher eine Meile zurücklegst als ich."

Herr und Frau Hase sahen sich ganz entsetzt an. Sprach die Schildkröte im Traum, oder was kam ihr in den Sinn? Denn wenn es auch nur ihr Scherz sein sollte, so war das dem eitlen Hasen schon zu viel. Und als er nach einigem Hin- und Herreden nun gar merkte, daß es ihr bitterer Ernst war, wurde er ganz wüthend und schrie sie an: „Ja, auf die Wette gehe ich ein, und sie soll dir theuer zu stehen kommen." Frau Hases Bemühungen, die beiden im Guten auseinander zu bringen, schlugen alle fehl. Sie beredeten sogar schon, wer Zeuge des Wettlaufes sein sollte, und setzten einen Preis aus. Doch konnte der Preis dem Hasen gar nicht hoch genug werden; immer wieder überbot er den Vorschlag der Schildkröte. Endlich sagte diese: „Nun gut, ich setze mein ganzes Vermögen und alles, was ich habe, aufs Spiel und erwarte von dir dasselbe." — „So bin ich's zufrieden," antwortete der Hase. Die Schildkröte sagte darauf Frau Hase ein freundliches Lebewohl und ging. „Du Närrin," schalt der Hase noch hinter ihr her, „denkst du denn wirklich, daß du den Hasen im Laufen besiegen wirst?"

Als die Schildkröte nun in ihrer Wohnung angekommen war, rief sie ihre sechs Kinder zu sich und sprach zu ihnen: Liebe Kinder, ich habe noch einen Weg vor, und ihr sollt mich alle begleiten. O, das war eine Freude! Sie machten sich alle, so schnell wie möglich, fertig und befolgten den Rath der Mutter genau, sich recht warm anzuziehen, denn sie hatten es mit Jubel vernommen, daß sie erst am folgenden Tage gegen Mittag heimkehren würden. Als alle fertig waren, ging es hinaus in den dunklen Wald. An der ersten Biegung des Weges sprach die Schildkröte zu ihrem jüngsten Kinde: „Hier setze dich still hin und warte, bis morgen früh der Hase vorbeilaufen wird, dann rufe ihm zu: „Lauf, Hästlein, lauf!" Das Kind mußte die Worte noch einmal wiederholen, und als sich Mutter Schildkröte überzeugt hatte, daß es dieselben genau behalten hatte, ging sie mit den anderen fünf Kindern weiter. An jede Biegung des Weges aber setzte sie wieder eines ihrer Kinder, und immer gab sie ihm dieselbe Weisung, „Lauf, Hästlein, lauf!" zu rufen. Als sie so eine Meile gegangen war, kam sie an einen großen Stein; dieser war das Ziel des Wettlaufes. So hatte sie es mit dem Hasen verabredet. Es war nur noch ein Kind, ihr ältester Sohn, bei ihr. Diesem gebot sie nun, sich neben den Stein zu setzen, und wenn er den Hasen kommen sähe, aus allen Kräften zu schreien: „Gewonnen, gewonnen, ich habe gewonnen!"

Nun ging die Schildkröte auf einem näheren Wege ihrem Hause zu. Sie war sich ganz sicher, daß ihr die List gelingen würde; denn ihre Kinder waren ihr stets gehorsam, darauf konnte sie sich verlassen. Sie schlief so sanft die Nacht, als ob es nie eine Wette zu gewinnen oder zu verlieren gäbe.

Anders war es mit dem Hasen. Er war sehr aufgeregt, und als es endlich Tag wurde, erklärte er seiner Frau, daß er eine sehr unruhige Nacht gehabt habe. Mit Sehnsucht und Ungeduld sah er nach den Zeugen aus. Sie hatten versprochen, ihn zuerst abzuholen. Frau Hases Frühstück war umsonst aufgetragen; der Hase hatte erklärt, daß ihm mit nüchternem Magen das Laufen leichter würde. „Aber, lieber Mann", sagte Frau Hase, „wozu all' diese Vorbereitung? Daß du die Wette gewinnst, unterliegt doch keinem Zweifel?" — „Wohl wahr", erwiderte der Hase, „aber ich will doch so glänzend wie möglich gewinnen; und da kommen auch endlich die beiden Zeugen — ade, liebe Frau, auf ein frohes Wiedersehen." Und fort war er.

Sie gingen alle drei zur Schildkröte — auch diese war bereit. Als sie nun an der bestimmten Stelle im Walde ankamen, von wo aus es gerade eine Meile bis zum großen Stein war, zählten die Zeugen: „Eins! zwei! drei! — los!" und Hase und Schildkröte setzten sich in Bewegung.

Als die Schildkröte so weit weg war, daß die Zeugen sie nicht mehr sehen konnten, kehrte sie ein wenig um und kam dann in einen schmalen Weg, der sie bald zu ihrer Wohnung führte. Da saß sie nun in guter Ruhe und wartete auf ihre Kinder.

Der Hase lief, und als er an die erste Biegung kam, wollte er sich einmal nach der Schildkröte umsehen — aber da hörte er plötzlich ihre Stimme, die ihm zurief: „Lauf, Hästlein, lauf!" Er sah in seinem Schreck nur grade noch ihr Schild und beeilte sich nun doppelt so schnell vorwärts zu kommen. Aber an der nächsten Ecke rief es ihm schon wieder entgegen: „Lauf, Hästlein, lauf!" Es wurde dem Hasen heiß beim immer schnelleren Laufen, und jedesmal, wenn er hoffte, nun einen bedeutenden Vorsprung zu haben, mußte er bei einer neuen Biegung des Weges die Erfahrung machen, daß die Schildkröte dicht neben ihm war. Er raste nur so dahin, es schienen ihm Flügel gewachsen zu sein — nun konnte er den großen Stein schon sehen; noch einige Secunden, und er war am Ziel. Aber da saß der große Sohn der Schildkröte, der seiner Mutter zum Verwechseln ähnlich sah, und rief aus Leibeskräften: „Gewonnen, gewonnen — ich habe gewonnen!" Da verließ den Hasen alle Kraft, und er fiel wie todt zur Erde — eine tiefe Ohnmacht, die Folge der furchtbaren Anstrengung und des letzten großen Schreckens, umfing ihn.

Mit großem Vergnügen sah die alte, schlaue Schildkröte eines ihrer Kinder nach dem anderen heim kommen. Alle erzählten ihr, wie der Hase so schnell über die Straßen an ihnen vorbeigelaufen sei. Zuletzt kam der große Sohn und meldete die Ohnmacht des Hasen. Die Schildkröte schüttelte bedauerlich den Kopf und sagte: „Ja, ja, man läuft nicht ungestraft mit der Schildkröte um die Wette."

Am Nachmittag kam mit rothgeweinten Augen Frau Hase an. „Liebe, liebe Schildkröte," flehte sie jämmerlich, „vergieb doch nur die Kränkung, die mein Mann dir wegen der kurzen Beine zufügte; ach, wir sind sehr unglücklich, mein Mann liegt an einer Lungenentzündung darnieder, und schon bestehen die Zeugen darauf, daß wir den versprochenen Preis geben sollen. Habe doch Erbarmen mit uns! Die Schildkröte antwortete: „Ich will es mir überlegen, geh' nur heim und pflege deinen Mann, ich komme morgen."

Und sie kam — aber sie war ganz und gar versöhnlich gestimmt, denn sie nahm nur einen kleinen Theil von des Hasen Vermögen. „Aber merke dir das", sagte sie zum Hasen, „man muß Niemand wegen seiner Gestalt verhöhnen — so wie jedes von uns geschaffen ist, so ist es gut."

So klar und durchsichtig diese Geschichte ist, so klar sind sie nicht alle. Die Erzählungen mancher Stämme sind geradezu für uns dunkel und erst eine längere Beschäftigung mit dem Volke selbst eröffnet uns das Verständniß für die einfache Weisheit, die sich im Märchen offenbart. Wir werden in einem anderen Artikel hierauf noch zurückkommen, möchten aber unter ganz nachdrücklichster Empfehlung des Seidel'schen Buches und seines reichen Inhaltes hier noch eine von G. Chatelain gesammelte Fabel hersetzen, die launig das Eheleben der Ambundu illustrirt. Es ist die Fabel vom Frosch und seinen beiden Frauen:

Ich will vom Frosch Kumboto erzählen, der zwei Weiber freite. Der einen baute er ein Haus im Osten, der anderen im Westen. Er selbst wohnte in der Mitte zwischen beiden.

Die Frauen kochten beide zu derselben Zeit Mais. Die erste Frau sandte einen Boten und trug ihm auf, den Herrn zu holen. Ebenso die zweite.

Die Boten eilten davon und kamen zu gleicher Zeit an. Der eine sprach: „Du sollst kommen." Der andere sprach gleichfalls: „Du sollst kommen."

Da rief der Frosch: „Was soll ich thun? Beide Frauen schicken nach mir. Gehe ich zu der ersten, so wird die zweite sagen, Du bist erst bei der Hauptfrau gewesen; gehe ich erst zur zweiten, so wird die erste sagen, Du bist erst bei Deiner Geliebten gewesen."

Und er begann zu singen und sprach:

„O, wie bin ich perplex!
o, wie bin ich perplex!"

Der Frosch heirathete also zwei Frauen, sie kochten zur selben Zeit Mais und schickten nach ihm zur selben Zeit. Und er sagte: „Was soll ich thun?" Immer, wenn er schreit: Quak, Quak, sagen die Leute: „Der Frosch quakt". Das ist aber nicht der Fall, er ruft vielmehr:

O, wie bin ich perplex!*)

---

*) Geschichten und Lieder der Afrikaner. Ausgewählt und verdeutscht von A. Seidel, Secretair der deutschen Colonialgesellschaft, Herausgeber der Zeitschrift für afrikanische und oceanische Sprachen. Berlin, Verein der Bücherfreunde, Schall & Grand.

*) Im Original: Ngatangalal'ô (ich bin in Verlegenheit), eine Nachahmung des Froschrufs.